

Bernhard Pörksen

Ist der Journalismus autopoietisch?

Thesen und Anregungen zur Debatte über die
Art der Steuerung und die Eigengesetzlichkeit
eines sozialen Systems

1. Die nachfolgenden Thesen sind als Anregungen zu verstehen. Es handelt sich um gedankliche Suchbewegungen mit unterschiedlicher thematischer Ausrichtung. Sie beziehen sich auf die ursprüngliche Bedeutung, die Humberto R. Maturana dem von ihm erfundenen Begriff der Autopoiesis (Selbsterschaffung oder Selbstproduktion) in der Biologie gegeben hat. Sie beziehen sich auf die Wirkung und Karriere des Autopoiesis-Begriffs in der Kommunikationswissenschaft und in der Systemtheorie Niklas Luhmanns, die ihrerseits in der Kommunikationswissenschaft stark diskutiert wird. Es geht um die Frage, ob die Begriffsübertragung empirisch sinnvoll und ethisch bzw. moralisch akzeptabel ist und ob sie als Ausdruck einer zunehmenden Orientierung der Geistes- und Sozialwissenschaften an naturwissenschaftlichen Konzepten gedeutet werden kann. Welche Folgen, so gilt es zu diskutieren, hat die sich hier womöglich exemplarisch abzeichnende Konvergenz von Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften? Die Thesen sollen Anregung und Anstoß sein, sie sollen eine Diskussion auslösen und sind als Einladung zum Weiter- und Andersdenken zu verstehen. Der Gestus des Sicheren und Unumstößlichen, mit dem hier formuliert wird, ist gespielt. Die erste Behauptung dieses Beitrags lautet: Thesen sind eigentlich verborgene Fragen.¹

2. Die Idee der Autopoiesis gewinnt in der Journalismus-Theorie an Bedeutung. Inzwischen arbeiten diverse Journalismus-Theoretiker mit dem Begriff der Autopoiesis. Die Trendmeldung von einer „Autopoietisierung des Journalismus“² – verstanden als eine zunehmende Abschottung des

1 Diese Debatte kann als ein Bestandteil einer Serie von Interviews gelesen werden, die sich mit der Systemtheorie und dem Konstruktivismus beschäftigt. Das erste Gespräch dieser Reihe (mit dem Literatur- und Kommunikationswissenschaftler Siegfried J. Schmidt) erschien in: *Communicatio Socialis* (1997), H. 1, S. 17–27. Das zweite Gespräch (mit dem Kommunikationswissenschaftler und Psychotherapeuten Paul Watzlawick) erschien in: *Communicatio Socialis* (1997), H. 4, S. 383–399. Das dritte Gespräch (mit dem Kybernetiker Heinz von Foerster) erschien in: *Communicatio Socialis* (1998), H. 1, 47–61. Das vierte Gespräch (mit dem Sprachpsychologen Ernst von Glasersfeld) erschien in: *Communicatio Socialis* (1998), H. 4, 386–404. Das fünfte Gespräch (mit dem Kommunikationswissenschaftler Siegfried Weischenberg) erschien in: *Communicatio Socialis* (2000), H. 2, 132–150.

² Weber (1999), S. 212 und – stark einschränkend – Weber (2000).

Systems gegen externe Umwelten und verstanden als eine sich steigernde Selbstbezüglichkeit des Journalismus – macht die Runde: Journalisten beziehen sich, so die zugrundeliegende Beobachtung, wenn sie recherchieren zunehmend auf andere Journalisten. Sie werten andere Medien aus, um ein Thema zu finden, sie lassen sich ihre Themen von ihrem Chefredakteur oder von anderen Vorgesetzten absegnen und schreiben dann stets mit einem Seitenblick auf die Kollegen. Der Außenkontakt nimmt ab. In Talkshows sitzen Talksmaster, die mit anderen Talkmastern und Medienmachern, die sie eingeladen haben, über einen Film reden, den sie in den Medien vermarkten wollen. Und so weiter. Aus der Sicht der Kommunikationswissenschaft steht die Frage zur Debatte, wer oder was als autopoietisch bestimmt wird? Ist es der einzelne als kognitiv autonom zu verstehende Journalist oder das schwer bestimmbare System des Journalismus selbst, das autonom, operativ geschlossen, selbstreferenziell bzw. eben autopoietisch operiert und sich an einer spezifischen Leitdifferenz (z.B. aktuell/nicht aktuell) orientiert? Wo liegen die Grenzen dieses autopoietischen Systems? Wer oder was gehört dazu, wer oder was nicht? Was erscheint an dem Journalismus der Gegenwart oder Vergangenheit autopoietisch? Ist es die journalistische Recherche, die sich zunehmend dem Primärkontakt mit einer medienexternen Umwelt entzieht und die Themen und Ideen aus den bereits medial vermittelten Angeboten im System selbst schöpft? Lässt sich die innere Organisation einer Redaktion mit ihren intern verflochtenen Arbeitsroutinen oder die wechselseitige Orientierung der Journalisten an anderen Journalisten mit dem Begriff der Autopoiesis erfassen? Sind es die medialen Inhalte, die sich zunehmend auf andere mediale Inhalte beziehen? Kurzum: Auf welcher Ebene greift der Begriff?

3. Die Theorie der Autopoiesis bezieht sich ursprünglich auf mikroskopisch kleine Einheiten, sie wird heute jedoch längst auf deutlich großformatigere Entitäten – z.B. das soziale System des Journalismus – angewendet. Humberto R. Maturana hat als ein empirisch arbeitender Biologe seine Theorie des Lebendigen am Beispiel der einzelnen Zelle und des einzelnen Organismus entwickelt. In dem von ihm und Francisco J. Varela verfassten Buch „Der Baum der Erkenntnis“ bleibt die Frage offen, ob es sinnvoll ist, von autopoietischen Systemen höherer Ordnung zu sprechen. Den Sprung von der Zelle zum Sozialen und zur Gesellschaft – verstanden als eine Ansammlung von autopoietisch funktionierenden Teilsystemen wie Journalismus, Wirtschaft, Politik etc. – wird heute von beiden Autoren aus unterschiedlichen Gründen (Verdacht eines Kategorienfehlers, Verwechslung von Autonomie und Autopoiesis, ethisch motivierte Vorbehalte etc.) kritisiert.

4. Die Orientierung an dem Konzept der Autopoiesis hat – wie jede theoriegeleitete Analyse und überhaupt jeder Beobachterstandpunkt – unvermeidlich kognitive Folgekosten. Sie setzt bestimmte Akzente und drängt die Beobachtung anderer Phänomene eher in den Hintergrund. Die Konzentration auf die autopoietische, die selbstreferentielle, die eigengesetzliche Logik des Journalismus macht Prozesse der Fremdsteuerung tendenziell unsichtbar. Sie liegen im blinden Fleck der Perspektive, die durch den Begriff ermöglicht wird. Die Gegenthese lautet: Der Journalismus ist nicht (mehr) autopoietisch, sondern (zunehmend) heteropoietisch; die Selbststeuerung des Journalismus wird durch eine Fremdsteuerung abgelöst. Die Grenze zwischen System und Umwelt erscheint brüchig; das System entdifferenziert sich, verschwindet vielleicht sogar eines Tages vollständig als eindeutig erkennbares Funktionssystem. Journalismus ist heute vermutlich dabei, zu einem Subsystem der sich globalisierenden Ökonomie zu werden und orientiert sich verstärkt an der Profitabilität von Medienkommunikation. Er verliert „als fest umrissener Sinn- und Handlungszusammenhang deutlich an Konturen“ und ist als „Einheit kaum noch beschreib- und beobachtbar“.³ Die Autonomie des Journalismus wird durch Prozesse der Kommerzialisierung (Orientierung an Einschaltquoten und Anzeigenkunden, eine zunehmende Verflechtung von PR, Werbung und journalistischer Berichterstattung, eine generelle Entprofessionalisierung des Berufs, eine sich verstärkende Vermischung von Information und Unterhaltung und den entsprechenden Präsentationsformen etc.) zerstört. Beobachten lassen sich auf den unterschiedlichen Ebenen greifende „Entgrenzungsprozesse“.⁴ Sie laufen auf eine Auflösung der Autopoiesis des Journalismus hinaus.

5. Wer den Begriff der Autopoiesis als ein empirisch arbeitender Beobachter des Journalismus benützt, der begeht womöglich einen Kategorienfehler. Bei Humberto R. Maturana dient das Konzept als ein neues Lebenskriterium. Lebende Systeme sind autopoietisch. Es gibt keine mehr oder weniger autopoietischen Systeme, keine quantitativ erfassbare Stufenfolge der Autopoiesis, keine Gradualisierung des Konzepts. Entweder ist ein System lebendig und damit autopoietisch oder es ist es nicht. Der Begriff beschreibt ein qualitatives Merkmal des Lebendigen. Wer als Empiriker im Journalismus eine Zu- oder Abnahme der Autopoiesis beobachtet, der muss das Konzept eventuell gradualisieren, er muss von einer Qualität auf eine quantitative Bestimmung umschalten. Er muss feststellen, in welchem Ausmaß der Journalismus autopoietisch

³ Weischenberg (1999), S. 18.

⁴ Weischenberg (1999), S. 2.

ist, wenn er nicht das Ergebnis der eigenen Beobachtungen durch die im Begriff liegende qualitative Bestimmung vorwegnehmen will. Kann man also, so stellt sich die Frage, den Begriff – nach einer entsprechenden Umwandlung in eine quantitativ messbare Größe – besser für die empirische Forschung nutzen? Wie lässt er sich überhaupt für die Beobachtung des real existierenden Journalismus einsetzen? Könnte er nicht auch als ein qualitativ verstandenes Konzept bestehen bleiben und als eine Theorie-Inspiration (im Sinne eines Anstoßes zu bestimmten Wahrnehmungen und dann empirisch zu prüfenden Überlegungen) eine Existenz im Hintergrund führen?

6. Wenn man – was umstritten ist – das Konzept der Autopoiesis gradualisiert und unterschiedliche Intensitäten und mehr oder minder heftige Ausprägungen der Autopoiesis misst, dann kann man sich auch fragen, ob der Journalismus früher autopoietischer war als heute (und umgekehrt). Der Begriff eignet sich – so verstanden – als Instrument, um Entwicklungsabschnitte und Prozesse in der Zeit vergleichend zu erfassen. Diskussionspunkt könnte dann sein: Ist der Journalismus noch autopoietisch? Oder umgekehrt: Wird er zunehmend autopoietischer? Deuten die Existenznöte parteilich oder konfessionell gebundener Medien in Deutschland nicht gerade auf eine Zunahme der journalistischen Autonomie gegenüber anderen sozialen Systemen (Politik und Religion) hin? Oder zerstört der wachsende ökonomische Druck als der entscheidende Taktgeber und die zentrale Einflussquelle allmählich die Autopoiesis des journalistischen Systems? Können also – allgemeiner gefragt – funktional ausdifferenzierte Systeme entstehen und vergehen? Unter welchen Bedingungen endet die funktionale Differenzierung? Welchen Lebensgesetzen und Existenzrhythmen gehorchen soziale Systeme, die – wenn sie in einem strengen Sinn autopoietisch funktionieren sollen – per Definition eigentlich gar keinen allmählichen Prozessen des Entstehens und Vergehens unterliegen können, sondern plötzlich einfach da sind?⁵

7. Wenn man den Begriff der Autopoiesis und die verwandten Theorie-Bausteine der modernen Systemtheorie und Epistemologie (die Kybernetik zweiter Ordnung, die Unterscheidungslogik und Distinktionstheorie, die Orientierung an Prozessen der Selbstorganisation etc.⁶) dagegen als fundamental empiriefern und im Theoretischen angesiedelte Beobachterkategorien betrachtet und versteht, dann haben sie in der Kommuni-

⁵ Ein *bisschen* Autopoiesis kann es, folgt man der ursprünglichen Definition des Begriffs, nicht geben.

⁶ Siehe insgesamt Foerster/Pörksen (1998) und Winter (1999).

kationswissenschaft auch eine andere Funktion: Sie befördern dann zwar nicht notwendig die empirische Forschung, aber sie legitimieren und inspirieren Theorie-Diskurse und geben einer letztlich philosophischen Debatte zu Fragen der Logik, der Erkenntnistheorie und der Ethik einen Ort. Das hohe Ansehen, das die Theoretiker der Autopoiesis und der modernen Systemtheorie innerhalb der Scientific Community genießen, rettet eine solche Debatte vor der fachinternen Marginalisierung und hält auch die Kommunikationswissenschaft durch folgenreiche Irritationen in Bewegung.

8. Niklas Luhmann hat den Begriff der Autopoiesis von Humberto R. Maturana übernommen und in seinem zentralen Werk „Soziale Systeme“ in die Gesellschaftstheorie eingeführt. Er gebraucht ihn als eine Art erkenntnisleitendes Programm, um in den verschiedenen sozialen Systemen nach „autonomen Formen der Produktion und Reproduktion der Einheit eines Systems zu suchen“⁷. Seine Nutzbarmachung des Konzepts korrespondiert mit einer nicht leicht zu verkraftenden Theorieentscheidung: Menschen gehören, folgt man Niklas Luhmanns systemtheoretischer Universaltheorie, zur Umwelt sich autopoietisch reproduzierender Kommunikationen. Sie werden, zugespitzt gesagt, aus dem Bereich der für die Gesellschaftsbeobachtung relevanten Phänomene exkommuniziert. Relevant sind Kommunikationen, nicht aber Personen. Man konzentriert sich primär auf die Spielregeln der Kommunikation; kommunizierende Menschen treten in den Hintergrund. Die Rede ist von Organismen (biologischen Systemen), Bewusstsein (ein psychisches System) und Kommunikationen (den zentralen Elementen und Bausteinen sozialer Systeme). Es ist, so Niklas Luhmann, nur die Kommunikation, die kommuniziert. Kommunikation selbst erscheint als eine eigenständige autopoietische Operation. Luhmann: „Ein soziales System kommt zustande, wenn immer ein autopoietischer Kommunikationszusammenhang entsteht und sich durch Einschränkung der geeigneten Kommunikationen gegen eine Umwelt abgrenzt. Soziale Systeme bestehen demnach nicht aus Menschen, auch nicht aus Handlungen, sondern aus Kommunikationen.“⁸

9. Eine Betrachtung, die die Akteure mit ihren Interessen und Motiven, ihren Einstellungen und Überzeugungen aus dem System verbannt, erschwert die empirische Überprüfung systemtheoretischer Einsichten oder macht sie vielleicht sogar ganz unmöglich. – Wie will man Kommu-

⁷ Zitiert nach Winter (1999), S. 164.

⁸ Zitiert nach Winter (1999), S. 167f.

nikationen beobachten, ohne wieder den Bruch mit Niklas Luhmanns Theorieentscheidung zu vollziehen und implizit oder explizit von Personen und Akteuren – Menschen – zu sprechen? Das heißt: Die Übertragung systemtheoretischer Einsichten auf die empirische Forschung funktioniert womöglich nur über einen Abschied von zentralen Postulaten, die sich in der Systemtheorie Niklas Luhmanns finden.

10. Der Ausschluss der Akteure aus dem System selbst (Stichwort: der Mensch als Umwelt autopoietisch funktionierender Kommunikationen) wird aus ethischen Gründen kritisiert. Jürgen Habermas, der die Auseinandersetzung mit Niklas Luhmann in ihren Anfängen bestimmt hat, spricht von einem „methodischen Antihumanismus“⁹ des Theoretikers. Fraglich erscheint, ob es angemessen und zwingend ist, theoretische Probleme mit moralischen Urteilen zu kontern und damit die Bezugspunkte der Auseinandersetzung vorzugeben. Muss man nicht für eine Schonfrist von Theorien plädieren? Sollte man nicht zuerst ihr Erklärungspotential testen, bevor man dann – vielleicht – zur moralischen Abqualifizierung voranschreitet? Und: Könnte man die Verweigerung, Menschen definitorisch zu erfassen und sie zu einem zentralen Gegenstand der Theorie zu machen, nicht auch als ein Zeichen von besonderer Wertschätzung begreifen?¹⁰

11. Die Debatte über die Anwendung des Konzepts der Autopoiesis ist wissenschaftstheoretisch relevant. Die Karriere des Begriffs der Autopoiesis in zahlreichen Disziplinen und in den beiden universal anwendbaren Meta-Disziplinen Systemtheorie und Konstruktivismus ist womöglich Ausdruck und Folge einer neuen Dominanz naturwissenschaftlicher Konzepte und insbesondere aus der Biologie stammender Theorien. Sie bestimmen zunehmend auch die geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskussionen. Es ergeben sich im Zuge dieser neuen Dominanzen neue Sphärenvermengungen,¹¹ attraktiv erscheinende Metaphern und Kombinationen von natur- und geisteswissenschaftlicher Theoriebildung, die die tradierten Fachgrenzen und klassische Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften überhaupt in Frage stellen. Ist eine solche Auflösung von Grenzen sinnvoll, intellektuell produktiv, dem Erkenntnisfortschritt dienlich oder eher kritikwürdig? Erscheint die seit den Tagen von Wilhelm Dilthey angenommene Eigenständigkeit und Verschiedenartigkeit der Erkenntnispraxis in den Natur- und Geisteswissenschaften gefährdet?

⁹ Zitiert nach Winter (1999), S. 168.

¹⁰ Diese Überlegung verdanke ich Jan-Lüder Röhrs.

¹¹ Siehe Pörksen (1994), S. 13

Literatur

- Foerster, Heinz von/Bernhard Pörksen (1998): Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Maturana, Humberto R./Francisco J. Varela (1992): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. 4. Aufl. München: Goldmann.
- Pörksen, Uwe (1994): „Das egoistische Gen“. Goethes Warnung vor der Sphärenvermischung, Darwins Skepsis und die Metaphorik der heutigen Biologie. In: Uwe Pörksen: Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen: Gunter Narr Verlag. S. 131-147.
- Weber, Stefan (1999): Was können Systemtheorie und nicht-dualisierende Philosophie zu einer Lösung des medientheoretischen Realismus/Konstruktivismus-Problems beitragen? In: Gebbhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hg.): Konstruktivismus in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Delfin 1997. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 189-222.
- Weber, Stefan (2000): Was steuert Journalismus? Ein System zwischen Selbstreferenz und Fremdsteuerung. Konstanz: UVK Medien.
- Weischenberg, Siegfried (1998): Konturen aktueller Medienkommunikation. Eine Skizze zu Entgrenzungsprozessen im (künftigen) Journalismus. Manuskript eines Vortrages an der Universität Hamburg, 9. Juli 1999, S. 1-23.
- Winter, Wolfgang (1999): Theorie des Beobachters. Skizzen zur Architektonik eines Metatheoriesystems. Frankfurt am Main: Verlag Neue Wissenschaft.